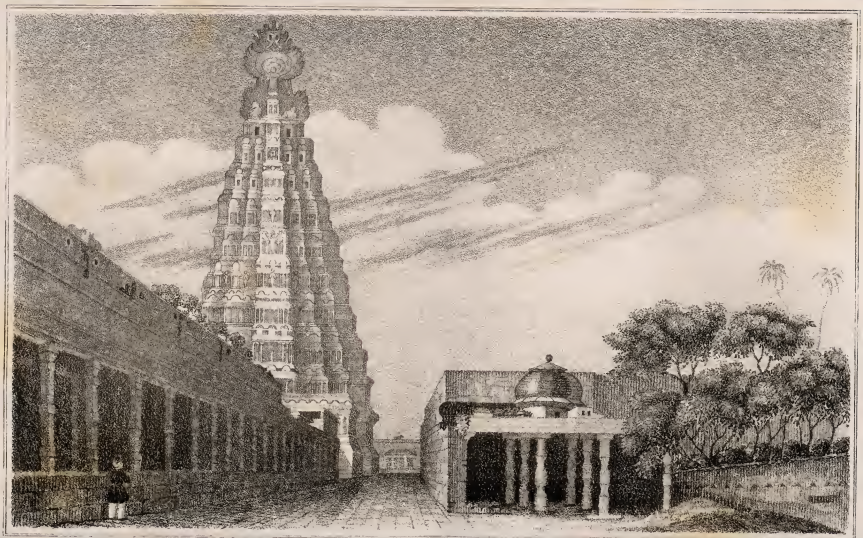
N12<517878002 021

LS

ubTÜBINGEN



Jahrgang

1844.

Zweites Quartalheft.

Die Entwicklung der christlichen Missionen in Ostindien.

Dritte Abtheilung.

Die Halbinsel Vorderindiens.

(Mit einer Ansicht der Pagode zu Madura.)

Vorwort.

Wir hätten, um in der Reihenfolge der indischen Provinzen von Bengalen auszugehen, mit der an dasselbe gränzenden Provinz Orissa und der dortigen blühenden Missionsarbeit beginnen müssen. Da aber dieselbe weder die tiefgreifendste, noch die älteste Mission der Halbinsel ist, so gehen wir von der geographischen Reihenfolge einigermaßen ab und beginnen mit dem bald in ein christliches Land verwandelten Süden. Dazu veranlaßt uns noch außerdem der erfreuliche Umstand, daß ein Augenzeuge, einer der thätigsten Arbeiter der südlichen Mission, unser geliebter Bruder und ehmaliger Zögling, Missionar P. P. Schaffter, der nach fünfzehnjährigem Wirken in Tinnewelly zur Herstellung seiner Gesundheit in unsre Mitte zurückgekehrt ist, selbst eine kurze Geschichte der dortigen Arbeiten in seiner Muttersprache, der französischen, verfaßt hat. Diese anziehende Darlegung geben wir nun

zugleich in deutscher Uebersetzung in den nachfolgenden Blättern den Lesern unsres Magazins und lassen sie in einem besondern Bändchen für die Missionsfreunde französischer Zunge erscheinen. Die allgemeinere Einleitung fügen wir diesem Hefte darum bei, weil es zu einem größern Ganzen gehört. Im Anhange theilen wir noch einige Bruchstücke aus der Feder eines andern würdigen Missionars mit, der zwanzig Jahre seines Lebens jener Mission gewidmet hat. Sie sind mehr für diejenigen Leser geeignet, welchen ein tieferer Einblick in den Geist des heidnischen Volkes, um dessen Bekehrung es sich handelt, Wunsch und Bedürfniß ist.

W. H.

Allgemeine Einleitung.

1. Land und Volk der Halbinsel Vorderindiens.

Wir haben, wie dies in neuerer Zeit häufiger geschieht, nicht von blos zwei Hauptgebieten Indiens gesprochen. Die ältere Erdkunde theilte das Land in Vorder- und Hinterindien und ließ den Ganges als Gränzscheide beider gelten. Das Thal dieses Stromes aber mit seinen weiten Seitenthälern bildet so sehr ein eigenes Ländergebiet, daß wir es mit Nordindien im Gegensatze der südlichen Halbinseln gut bezeichnet glauben müssen. Wir haben dasselbe in seinen verschiedenen Abtheilungen, Niederindien oder Bengalen, Oberindien oder Hindustan im engern Sinne, Indusland und den Alpen-Cantonen mit dem Blick auf die Mission durchwandert. Nun bleiben uns noch zwei ungleich große Ländermassen zu betrachten, nämlich das kleinere Central-Indien im Norden und das große Dekan oder die eigentliche Halbinsel. Jenes ist eine Gruppe von Hügellandschaften, recht die Mitte Indiens einnehmend und daher schon von den alten Brahminen Medhyadesa (Mitte-Land) genannt. Es liegt zwischen der eigentlichen Hochebene des Dekan, die es im Süden und dem weiten Gangesthal, welches es im Norden und Nordosten begränzt. Nach Osten zu verwächst es in Hochebenen und Hügelgruppen mit den Anhöhen, welche der Provinz Berar und dem Lande Oriſſa angehören, gegen Westen fällt es an den Flüssen Nerbudda und Tapty nach der westlichen Küste der Halbinsel und

nördlicher nach den Ebenen am Indusstrome hinab. Es ist ein romantisch wildes Land; fruchtbare kleinere Hochebenen wechseln mit Schweizerlandschaften, hohen Felsburgen und Schluchten, Labyrinthe mit weitgestreckten Wildnissen dichter Wälder. Die beherrschende Anschwellung dieses Hochlandes geht von Westen nach Osten und heißt Windhya-Gebirge, ihm gleichlaufend ziehen die tief eingefurchten Thäler des Nerbudda- und des Taptyflusses nach der Westküste hinaus. Es wohnt ein wilder schwarzer Urstamm, die Bhills, in diesen Wäldern und Felsspalten; auf den Höhen und den freieren Hochflächen hausen die Radschputen (Königssöhne), ein Volk wilder, kriegerisch-stolzer Art, hindu'schen Stammes. Sie sind die Raubritter und fehdelustigen Abenteurer Indiens, Ueberreste der alten Kriegerkaste. — Hier theilen sich drei Religionen in das Land, die alte wildheidnische Bhill-Religion, der Brahma-Glaube und der Islam. — Wir beschäftigen uns nicht weiter mit den Verhältnissen von Land und Volk, weil hier die Missionsarbeit noch keinen Fuß gefaßt hat.

Südlich davon erblickten die Alten den Dakschina Patha oder Südweg. Jenes Sanskritwort ist nun zu Dekan abgeschliffen. Das wäre denn also mit Recht Südindien genannt. Die Gestaltung des Landes ist einfach. Ein Tafelland in der Mitte mit zwei Randgebirgen im Osten und im Westen; so zieht es sich von seiner breiten Ausdehnung im Norden bis in die Nähe der schmalen Spitze im Süden herab, mit welcher die Halbinsel wie ein Keil in das indische Meer hineindringt. Die Randgebirge ziehen, den Meerküsten im Allgemeinen gleichlaufend, auf beiden Seiten fort und, wie sie im Norden mit dem Hochlande Centralindiens und seinen Flächen verwachsen, so knoten sie sich im Süden unter sich zusammen und bilden dadurch das an Höhe so bedeutende, aber an Umfang nicht große Alpenland der blauen Berge (Nilgherrys, Nilagiris). Man könnte dieses als die Wurzel des Gebirgsbaumes betrachten, von welcher gleich zwei mächtige Aeste oder Stämme langgestreckt nach Nordwesten und Nordosten

ausgingen, eben die Ränder des Tafellandes, die man östliche und westliche Ghats (Pforten, wegen der Pässe an die Küste) nennt. Das manchfache Gezweige und die dichte Krone des Baumes wären denn die Berggebiete Centralindiens.

Südlich stürzen die blauen Berge steil ab in die heiße Ebene von Coimbatur, die einen schmäleren Durchpaß bildet von der östlichen Küstenfläche zu der westlichen. Nach ihr erhebt sich nach Süden nochmals das Bergland in den Provinzen Cotschin und Trawancore und läuft erst mit dem Cape Comorin (Kumara) in der südlichsten Spitze der Halbinsel aus.

Wir bleiben hier bei der allgemeineren Schilderung stehen, indem das Einzelne seines Ortes noch folgen wird.

Die östlichen Ghats sind ein nur 3—4000 Fuß hoher Felsrand der Hochfläche, nakt und einförmig, aber in mehreren Reihen über einander terrassenartig aufgestellt, so daß ein ganzer Gürtel von solchen niedrigeren Mauern das Hochland gegen die Küste umzäunt. Sie ziehen in dieser Weise von den blauen Bergen im Süden bis in die Provinz Orissa im Nordosten fort, wo aber ihr Name längst durch örtliche Benennungen verdrängt ist. Weite Thore bilden in ihnen die Flußthäler, welche aus dem Bala-Ghat d. i. dem Land über den Randgebirgen, das nach Südosten herab geneigt ist, in das Payen-Ghat d. i. der Küstenebene unter den Ghats herabrauschen. Auf dieser schönen, reichen Küstenfläche, vom Meere bespült, von reichen Strömen und Flüssen durchschnitten im Süden breiter und flacher als im Norden, die man im Süden Coromandel-Küste, im nördlichen Theile die Nord-Circars nennt, wohnen drei bedeutende Völkerschaften, die ihre Sitze auch noch bis in die Berge hinein genommen haben. Den südlichsten Theil bis an die Spitze der Halbinsel haben die Tamulen besetzt, ein uralter Stamm, den die eingewanderten Brahminen nie ganz mit sich verschmelzen, am wenigsten seine dem Sanskrit unverwandte Sprache verdrängen konnten. Die Mitte nördlich von Madras,

nimmt das Telugu- oder Telinga-Volk ein und in Orissa wohnt die Nation der Uriya's.

Die südlichste Provinz des Tamulenlandes ist Tinnewelly (Tiru nel weli d. i. heilige Reisheke) mit den Hauptorten Palamkotta, Tutikorin, Tritschindur, vom gegenüberliegenden Ceylon durch den perlenreichen Golf von Manaar getrennt. Nur kleinere Flüsse durchziehen die anbaureiche Ebene; aber große Heiligthümer zu Ramnad, Ramisserem und Madura sind von den alten Brahmanen aufgestellt worden und nicht umsonst. Denn das Volk hat sich zu ihrer Religion schon vor vielen Jahrhunderten bekehrt und seinen alten Götzendienst mit dem neuen verschmolzen. Nördlicher ziehen die Tamulengebiete von Tandschore, Tritschinapoli und Coimbatur hin. Das Erstre, an dem untersten Laufe des Cawery-Stromes und um seine Mündungen gelegen, enthält die alte Fürstenstadt Tandschore, den berühmten Sitz brahminischer Gelehrtheit, die Heimath evangelischer Missionen, wo Missionar Schwarz im Grabe ruht; die uralte Königsstadt Cambokonum, Sitz der Herrscher des Chola-Landes (Chola-Mandela, woher Coromandel), eine Brahminenstadt mit prächtigen Ruinen, wohin der Hindu wallfahrtet; Trankebar, die dänische Colonie, die Mutter aller indischen Missionen der evangelischen Kirche, wohin von Halle und Dänemark die ersten Sendboten kamen; die französische Colonie Caricul mit ihren Jesuiten. — Tritschinapoli, landeinwärts ist eine tüchtige Festung, ihr nahe die Pagoden-Insel Seringam. — Coimbatur reicht gegen die Westküste hinüber im tiefen Lande und schmiegt sich an den Fuß der mächtigen Berginsel Nilagiri. — Nördlich hinauf sehen wir im Lande die Provinzen von Salem (Schelam) und Arkot, an der Küste begegnen uns die wichtigen Städte Cuddalore, Mahabalipuram mit den vielen Pagoden; zwischen ihnen die französische Colonie und Jesuitensitz Pondicherry; endlich die Hauptstadt des ganzen Ostbezirkes der Halbinsel Madras mit 400,000 Einwohnern; ganz nahe dabei Maliapur, nach der Sage

der Ort, wo der Apostel Thomas den Märtyrertod litt und noch heute nestorianische Christen sich nach ihm nennen. Noch weit im Norden von ihr über Nellore und Cuddapah hin ertönt die Sprache der Tamulen bis an die Mündungen des Kistna- (Krischna-) Flusses, des zweiten Hauptstroms der Halbinsel, wo die stattliche Handelsstadt Masulipatam ins Meer glänzt. — Bis hieher hat die evangelische Mission ihr Netz ausgespannt. — Nun beginnt das Telugu-Land mit seinen wenigen Missionsstationen in Masulipatam und Wisigapatam und seinen 10 Millionen Heiden. Der dritte Hauptstrom des Dekan, der Godawery, wirft hier seine Wellen in den bengalischen Golf. Endlich um die Mündungsarme des Mahanuddy, der im Norden der Halbinsel durch die einsamen Wildnisse von Gondwana hinfließt, beginnt Orissa mit seiner weitberühmten Götzenstadt und Pagode von Dschagannatha (Juggernaut) und seiner großen Hauptstadt Kuttak. Ueberall in diesen Volksgebieten findet in den höhern Bergregionen eine Mischung der Sprachen statt und Tamulen stoßen mit Canaresen, Telugus mit Canaresen und Mahratten, Uriya's mit Bengalesen zusammen.

Verfolgen wir nun auch die Westküste, die man Malabar nennt, von Süden nach Norden. Majestätischer und großartiger treten hier schon von den blauen Bergen an die Ghats, nämlich die westlichen, auf. Nicht mehr die kahle Felsreihe, sondern prächtige, hinter einander gethürmte Berge, Granitmassen von schöner, würdiger Bildung, bedeckt am Fuße und weit hinauf mit dunkeln, tiefschattigen Wäldern, umlagert, nach der Küste zu, von reizenden Vorhügeln, durchwunden von kühnen Engpässen, da und dort geöffnet durch zahlreiche Gebirgsbäche, die in der Regenzeit zu Strömen schwellen: so erhebt sich diese Kette, vom Meere aus nur als blaue Bergwand sichtbar, mit ihren erhabenen Gipfeln zu 4—5000 Fuß ansteigend hinter der Küstenfläche. Je weiter im Süden desto näher steht sie der Küste; nach Norden zu weicht sie zurück, gerade das entgegengesetzte

Verhalten von dem der Oſt-Ghats. Auch hier liegt ein reicher Küſtenſaum zu ihren Füßen, den wir nun überblicken.

Wie im Oſten die Tamulen, ſo gehen hier, wo das Gebirge bis nahe ans Meer ſich herabſtuft, die Malayalim oder Bergleute, aus deren Namen durch Verſtümmlung der Portugieſen das Wort Malabar geworden iſt, bis an die Spitze der Halbinſel hinaus in Travankore und Cotſchin. Tamuliſch iſt im Grunde hier Sprache und Bildung, nur iſt das Sanskrit tiefer in die Sprache gedrungen und hat ihr eine Menge Wörter und Wendungen gegeben, während andrerſeits die bergige Landes-Natur ein eigenthümliches Verhältniß der Kaſten und Stämme aufrecht erhält. Doch iſt das Gepräge der allgemein indiſchen Kaſtenabtheilung in den Namburi-Brahminen, den Najers (Adels- oder Kriegerkaſte), den Tiers oder Land-Bauern, Fiſchern, Handwerkern, den Puleiaren oder Leib- und Grundeigenen, der verachtetſten Kaſte, wohl zu erkennen. Prächtige Handelsſtädte und Fürſtenſitze bekränzen die Küſte. Hier iſt das Chriſtenthum von Alters her eingebürgert. Syriſche Chriſten wohnen in Travankore und Rom hat mit allen Bemühungen ihre Eigenthümlichkeit nicht zu überwinden vermocht. Unter den Städten des Landes glänzen Triwanderam, Quilon (Kulan), Cotſchin, Cranganore, Calicut, Tellitſcherry und Cananore. Hier iſt ſteter Verkehr mit der öſtlichen Küſte. — Dieſem Lande folgt der Küſte entlang die Provinz Canara, wo das dem Innern angehörige Canareſen-Volk (eigentlich Karnataka) bis an die Küſte reicht, die Maſſe aber um Mangalore und andre Städte her, dem Tulu-Stamme angehört. Dieſem folgt nach Norden, um den alten portugieſiſchen Hauptſitz her, von wo aus die Inquiſition gewüthet, das Konkani-Volk, ſchon eine Art der Mahratten, die endlich um die große Regierungsſtadt Bombay her und tief ins Innere ſich erſtrecken. — Noch ſchließt ſich oben das Land von Cutſch und die Halbinſel Guzurat an, wo ein eigner hinduiſcher Volksſtamm haust. Endlich ſind die

Indus-Mündungen im Lande Sindhy von einem Mischlingsvolke bewohnt, das meistens den Islam als Religion bekennt.

Nach den Küstensäumen beleuchten wir noch kurz das Innere, das von den Ghatgebirgen auf beiden Seiten und von Centralindien im Norden, den blauen Bergen im Süden, wie in Rahmen gefaßt da liegt, das Tafelland, auf welchem die schon genannten größern Ströme Mahanuddy, Godawery, Kistna und Cawery nach Osten und Südosten hinabziehen. Es ist meist einförmige Wellenfläche, kleinere Hügelreihen, fruchtbare Thäler, mit Anbau bedeckte Ebenen, oft auch waldreiche Striche. Hier sind nur zwei Nationen, im Norden die Eine, im Süden die Andre angesiedelt. Dort die Mahratten, ein wildes Kriegervolk, erst spät von der brittischen Herrschaft gebändigt und auf wenige unabhängige Gebiete beschränkt. Sie mischen sich mehrfach mit den Telugu's im Osten, den Radschputen im Norden, den Canaresen im Süden. Hier die Canaresen, mit den Tamulen und Andern vielfach gemischt. Sie bewohnen das obere Land, den ehmaligen Hauptsitz des großen von Heider Ali Khan gegründeten, von Tippu Saib, dem Tiger von Meisur, so tapfer gegen die Europäer vertheidigten und doch endlich gebrochenen Königreichs Meisur (Mysore), dessen Hauptstadt Seringapatam war. Die 5000 Fuß hohe Berglandschaft Kurg, mit ihren wilden, erst seit wenigen Jahren etwas bezähmten Bewohnern findet sich hier in den West-Ghats. Im Süden ragt luftig und mit kräftiger Alpenluft die von der heißen Ebene Erschlafften erquickend das kleine Berg-Eiland der blauen Berge empor, 9000 Fuß hoch in reinere Atmosphäre getaucht. Hier ist gleichsam ein Markt der südindischen Nationen: die Sprachen des Tamul-Landes und Malayalams, die carnatische (canaresische) und selbst das Mahratta und Telugu ertönen und der Europäer mischt seine Töne darein, der Engländer, wie der Portugiese; der Parsi haust hier wie anderwärts in der Halbinsel als Krämer; das Hindustani, die Handelssprache Ostindiens läßt sich

hören und eine eigene Sprache redet auf seinen Altyriften der merkwürdige hier waidende Hirtenstamm der Toda's.

Dies ist in raschem Ueberblick Land und Volk der Halbinsel.

2. Herrschaft und Religion.

Schon in uralter Zeit war das Südland den Kriegern, welche die brahmanischen Heldengedichte der Sanscritsprache besingen, das Land der Abenteuer und der Schauplatz ihrer Großthaten. Nur lange und blutige Kämpfe beugten die südlichen Stämme unter das Joch der Fürsten, welche dem Brahmanen-Culte folgten. So wurde fremde Herrschaft und fremde Religion zugleich mit blutiger Gewalt ins Land gebracht. Es war aber unmöglich, wie die angestammte Sprache, so den einheimischen Götzendienst spurlos zu vernichten. Vielmehr blieb jene in voller Geltung und nahm nur Wörter mit Gedanken und Anschauungen und etwas vom allgemeinen Gepräge des Sanskrit auf, hier mehr, dort weniger. Die alten Culte zogen sich aus den offenen Landschaften in die Thalwinkel des Gebirges zurück oder flüchteten sich in schwer ersteigliche Höhen. Da dienen die Dschaina's noch heute im Stillen ihren besondern Göttern und Heiligen, da opfert man noch den vertriebenen Bhutas oder Geistern. Aber auch die jetzige Brahminen-Religion in der Halbinsel ist nichts weniger als die reine, uralte Lehre der Weda's. Längst entartet und mit den einheimischen Diensten des Schiwa, in Nordindien des Wischnu verwachsen, kam sie schon verunreinigt in die Halbinsel. Es bildete sich hier aus alten und neuen Anschauungen der seltsame Linga-Dienst als die weithin herrschende Religion, besonders auf der Tafelfläche des Landes, wo die vertriebenen Götter weder eine stille Zuflucht finden konnten, noch die gänzliche Ueberwältigung des Alten so vollständig gelingen mochte, wie in den offenen Gestadeländern. — Viele Jahrhunderte sahen wohl dem allmähligen Entstehen der neuern Religion zu, während welcher von Kriegern der erobernden Nation Königsgeschlechter herstammten, die über bald größere, bald kleinere

Herrschaften ihr Scepter streckten. Im 14. Jahrhundert trugen die muhammedanischen Herrscher von Delhi ihre siegreichen Waffen auch ins Dekan. Es gelang ihnen die nördliche Hälfte zu erobern, während der Süden noch als ein eigenes Reich widerstand. Ein großes Königreich Dekan im Norden der Halbinsel war die Wirkung hievon. Dieses hatte sich eben in fünf besondere Fürstenthümer aufgelöst, als der Portugiese Vasco de Gama (22. Mai 1498) mit seinen Schiffen sich vor der malabarischen Seestadt Calicut vor Anker legte. Die blutigen Händel der ersten portugiesischen Geschwader mit den einheimischen Fürsten, mochten den Hindus von den gleich zur Bekehrung mitgebrachten Franciscaner-Mönchen eine nicht eben unrichtige Vorstellung geben. Denn Feuer und Schwerdt wurde von dem Befehlshaber denen gedroht, die ihr Wort nicht hören und sich nicht bekehren würden. Einen Mittelpunct bekam europäische Macht und die römische Kirche in Indien, als durch die Weisheit und den Heldenmuth des 1506 in Indien angelangten Vicekönigs Albuquerque, die Stadt Pandi oder Goa an der Küste Malabar zum Sitze der Regierung erwählt und als solcher eingenommen und behauptet wurde.

Es ist hier nicht der Ort die Geschichte der portugiesischen Helden- und Gräuelthaten in Indien zu erzählen. Es sey genug zu bemerken, daß sie es nie zu großem Länderbesitz, nur zu kleinen, für das Ganze wenig bedeutenden Colonien bringen konnten. Noch immer standen die moslemischen Reiche im Norden der Halbinsel zu groß und mächtig da und im Süden bildete das indische Reich von Vidschanagur einen kräftigen Wiederhalt. In der Heimath sank ohnedies Portugal von seiner Höhe. Einen natürlichen Anhalt fanden dagegen die Ankömmlinge an der Religion der malabarischen Christen. Denn damals gab es schon im Lande Malayalam christliche Herrschaften.

Die von Eusebius und seit ihm von Vielen ausgesprochene Behauptung, der Apostel Bartholomäus habe das Evangelium in Indien gepredigt, was Andere

vom Apostel Thomas gleichfalls behaupteten, ist nicht als leere Sage zu behandeln. Aber Indien bezeichnete damals Länder, die der römischen Welt viel näher lagen; der Osten von Arabien und das östliche Persien trug diesen Namen. Dorthin und nicht in das eigentliche Indien kamen die Apostel. — Dagegen ist kein entscheidender Grund gegen die Annahme, daß von der christlichen Kirche zu Alexandria aus schon frühe die Insel Sokotra im rothen Meere, die Zwischenstation des ägyptisch-indischen Handels, mit dem Evangelium bekannt wurde, daß es von da nach Ostindien kam und daß Pantänus, der bekannte alexandrinische Lehrer im 2. Jahrhundert, der als Missionar nach Indien ging, wirklich im eigentlichen Indien gewesen sey. So viel ist sicher, daß im 6. Jahrhundert der Seefahrer Kosmas bereits eine christliche Gemeinde auf der Küste Malabar, sowohl im Süden, als in der Mitte bei Mangalore, fand, und daß diese von Persien aus mit Bischöfen versehen wurde, daß überdies zahlreiche Christengemeinden auf der östlichen Küste um Madras und südlicher, so wie auf Ceylon blühten. Die malabarischen Christen hatten Bibeln in syrischer Schrift und waren dem nestorianischen Bekenntnisse zugethan. Als der Islam die Wege nach Indien durch seine Herrschaft schloß und der Handel mit diesen Ländern ganz in die Hände der Moslemen kam, verschollen sie allmählig im Gedächtnisse der westlichen Christenheit. — Ein weiser und edler Fürst von Malabar, der erste, der dieses Land von Mangalore bis an das Cap Comorin unabhängig beherrschte, Schao Ram (Ceram Permalu der Portugiesen) rief die auf Coromandel verfolgten Christen in sein Land Cotschin, Cranganore und Travancore, obgleich er selbst entweder Heide oder Moslem war. Die Christen wurden von ihren Bischöfen regiert und später bildeten sie ein eigenes Fürstenthum unter einem christlichen Radscha (König.) Als die Portugiesen kamen, stellten sie sich unter ihren Schutz, der um so wirksamer wurde, als bis zum Jahr 1531 diese Eindringlinge bereits in Quilon, Cotschin, Cranganore, Calicut, Cananore,

Mangalore, Barcelore, Honore, Debut ihre Factoreien und in Goa, Diu, Bombay, Baßein, Chout und Daman feste Sitze hatten. So weit war die Unterlage gebaut, um dem Missionseifer der römischen Kirche seine Bethätigung zu gestatten. Die in Indien niedergelassenen Portugiesen waren die schlechteste Menschenart, die man denken kann. Die unerhörteste Ueppigkeit und die schändlichsten Laster zeichneten sie aus, sie selbst wurden eher Heiden, als daß diese an ihnen das Christenthum schätzen gelernt hätten. Da warf der Orden seine Augen auf das weite indische Missionsfeld, dem die römische Kirche auch sonst schon nicht wenig zu danken hatte. Der berühmte Franz Aspilcota von Xavier, gewöhnlich Franz Xavier genannt, kam (1542) nach Goa. Sein unermüdlicher Eifer, seine Sanftmuth und Selbstverläugnung, der gute Kern wahrer Frömmigkeit, den er auch in der abergläubischen Mischung mit den Abgeschmacktheiten des damaligen römischen Kirchenthums bewahrte, die kühne Beredtsamkeit und entschiedene Thatkraft blieben nicht ohne Wirkung. Er betete Nächte durch um Gnade und Segen von Oben und war rastlos am Tage. — Bald erschütterte er die üppigen Portugiesen. Die Kinder waren durch seine Liebe an ihn gefesselt, die Alten unterwarfen sich bußfertig seiner verständig geübten Kirchenzucht. — Schon vor seiner Ankunft waren viele Hindus zum Christenthum bekehrt worden durch den Dienst der Franciscaner-Mönche, aber der Verlust aller Habe zugleich mit der Kaste ohne Hülfe von der neuen Gemeinschaft machte die Bekehrten sehr unglücklich. Nur einer dieser Mönche Jakob Borban hatte etwas für Erziehung eingeborner Knaben gethan. Jetzt errichtet Xavier das Collegium von St. Paul zu Goa, zu Bildung eingeborner Missionsgehülfen, dessen Führung er seinem Gehülfen Camers übergab und leitete zugleich leibliche Unterstützung der Proselyten und Bildung einer Waisenanstalt ein. Dann wendete er sich der südlichen Küste zu, bekehrte hier in seiner Weise Schaaren von Heiden, besonders Pareiers, die von der östlichen Küste vertrieben waren, taufte

zu Tausenden, zerstörte Tempel, baute Kirchen, vertrieb sogar eine feindliche Armee durch sein entschlossenes und glaubensmuthiges Benehmen, aber — die neuen Christen blieben in heidnischer Unwissenheit, weil der einzige Mann nicht hinreichte, um sie zu unterrichten. Nach längerer Wirksamkeit auf diesen Küsten, von wo er auch nach der Ostküste einen Missionar absendete, der große Wirkungen auf der Insel Manaar hervorbrachte, wandte sich der eifrige Mann nach dem Osten und wirkte auf den Inseln des malayischen Archipelagus. Endlich erhielt er die nöthigen Gehülfen aus Europa, von welchen einer als Leiter der malabarischen Mission von ihm angestellt wurde. Er selbst konnte nun, da ihm ohnedies der Widerstand der Brahminen die indische Arbeit entleidet zu haben scheint, desto ruhiger seine Laufbahn im fernen Osten verfolgen. Er segelte nach Japan und China und starb in dem letztern Lande im Jahr 1552. Aber — seine Nachfolger in Indien waren keine Xaviers und Portugal sandte das geeignetste Werkzeug, dem bessern Anfang ein jämmerliches Ende folgen zu lassen, nämlich — die Inquisition. Sie that Alles, um die Ehre des Christenthums in dem großen Heidenlande zu schänden und den Fortgang der römischen Mission zu hemmen. Die armselige Beschränktheit unwissender Mönche wußte nichts bessers zu thun, als einen Kampf beginnen, der den Interessen des Christenthums in Indien namenlos geschadet hat, die Versuche nämlich, die syrischen Christen in Malabar unter die Botmäßigkeit des Pabstes zu bringen. Mit List und Gewalt wurde Zwietracht gesäet, wurden Bischöfe gefangen genommen, nach Portugal oder Rom geschickt, durch Gift aus dem Wege geräumt, Jünglinge wurden in Collegien im römischen Glauben erzogen, aber umsonst. Die Syrer blieben bei ihrem alten Glauben. Wie natürlich war dies auch, da man sehen mußte, daß die syrischen Christen in jeder Hinsicht edler und besser erschienen als die in Schmutz und Gemeinheit jeder Art versunkenen Portugiesen. Dasselbe Verfahren machte die Eindringlinge bei Heiden und Muhammedanern

verhaßt und der Sturz ihrer Macht bereitete sich dadurch vor. Auf kirchlichem Boden siegten für dießmal noch die Portugiesen. Nach langem Kampfe unterwarf sich durch die Klugheit, Arglist und Gewaltthätigkeit des Erzbischofs Menezes die syrische Kirche auf der sogenannten Synode zu Diamper (1599). Als gar der energische Erzbischof zum Vicekönig in Goa ernannt wurde, da schien vollends kein Widerstand möglich zu seyn. Cranganore wurde Sitz eines Erzbischofs und die syrische Kirche schien für immer an Rom gekettet. Allein, wie in China, so geschah es auch hier, daß die römischen Sendlinge unter sich selbst uneins wurden. Bereits traten die Interessen des Erzbischofs von Goa und der Jesuiten auseinander und nicht lange, so wurden die Portugiesen und die Jesuiten als entschiedene Gegner betrachtet. In der syrischen Kirche regte sich der alte Geist der Unabhängigkeit wieder, sie berief einen Bischof aus Mosul, vom syrischen Patriarchen geweiht und die Hinrichtung dieses Mannes durch die Inquisition in Goa erhöhte nur die Bitterkeit gegen die Portugiesen in den Herzen der malabarischen Christen. Auch der Pabst that das Seinige, um die Sachen zu verwirren, indem er Carmeliter-Mönche nach Indien sandte und selbst Bischöfe von Malabar ernannte. — So zerkämpften sich die Parteien ein halbes Jahrhundert lang, bis den unterjochten Christen eine Dämmerung der Freiheit aufging mit der Erscheinung einer Kriegsflotte an der malabarischen Küste. Es war die holländische. Schon längst waren Schiffe der Niederländer und der Britten in den indischen Gewässern erschienen, und wie ihre Seemacht stieg, so sank die von Portugal. Bereits hatten sie Colombo auf Ceylon und Negapatam auf der Küste Koromandel den Portugiesen abgenommen und 1660 und die folgenden Jahre sahen die Plätze Malabars, nämlich Culan (Quilon), Cranganore und Cotschin in ihre Hände fallen. Den Portugiesen blieb Goa. Alle europäischen Priester vertrieb die holländische Behörde von der Küste.

Eine seitdem nicht geheilte Zertrennung war die Folge jener unseligen Kämpfe und heute noch besteht die syrische Kirche, aber geschwächt in ihrer Einheit. Die dreierlei Bischöfe waiden die Heerde, ein jakobitischer aus Syrien, ein anderer aus Mosul und ein römischer. Ueber den Verkehr einiger dieser Bischöfe mit den evangelischen Missionarien der Ostküste werden wir seines Orts dereinst Näheres mittheilen. In den Küstenstädten der ganzen westlichen Halbinsel-Küste sieht man noch heute überall römische Gemeinden, auch in Dörfern sind solche noch zu finden, meist unter eingebornen Padris (Priestern), wovon die meisten von ihrer Kirchenlehre nichts, von den kirchlichen Gebräuchen wenig wissen und sich begnügen, ihre Processionen und ähnliche zur bloßen Mummerei herabgesunkene Dinge zu treiben, verachtet von den Heiden, denen ihre Heerden meist fast ununterscheidbar gleichen. — Der Streit scheint dieser Mission, wenn man anders eine von Goa aus schlecht geleitete, wirkungslose Priesterschaft so nennen kann, immer noch eingewachsen zu seyn. Die portugiesische Regierung hat Bischöfe eingesetzt ohne päbstliche Weihung, die daher in Rom auch nicht anerkannt sind. Der Erzbischof von Goa, der 1500 Priester und 300,000 Seelen unter seinem Stabe hat, der Erzbischof von Cranganore, der 67,000 Seelen waiden soll, der Bischof von Cotschin, mit 60,000 Christen, der apostolische Vicar von Bombay mit einigen Tausenden, dies waren die Hirten, welche auf der Westküste der Halbinsel über die römischen Christen gesetzt waren. Der zuerst Genannte war zugleich Oberhirte von ganz Indien. Im Jahr 1838 hob der Pabst die Bisthümer von Cranganore und Cotschin auf und stellte die dortigen Christen unter die mehr von ihm abhängigen apostolischen Vicarien. Jetzt mag aber ein Drittheil der römischen Katholiken in Indien den neuen päbstlichen Prälaten anhängen, während zwei Drittheile noch an deren Gegner, die Inhaber der aufgehobenen Bisthümer, sich knüpfen.

Blicken wir noch, ehe wir zu den eingreifenden Veränderungen der Herrschaft in den letzten Jahrhunderten über-

gehen, auf die römischen Missionen der östlichen Küste und des Inneren.

Während von dem Collegium von St. Paul zu Goa Schaaren brauchbarer Katechisten ausgingen, kamen auch aus Europa zahlreiche Truppen von Mönchen herüber. Die Franciscaner errichteten eine Mission zu Madura, der Hauptstadt des Districts im Norden von Tinnewelly. Ihnen folgten die Jesuiten, durch deren Gewandtheit und geschickte Anschmiegung an indische Sitten sie verdrängt wurden. Robert de Nobili, ein Verwandter des Pabstes Marcellus II. und des berühmten Cardinals Bellarmin, kam im Jahr 1606 nach Madura. Er beschloß die Sache anders anzugehen als Xavier, der sich an die niedrigen Kasten wendete. Die Brahminen zu bekehren war seine Absicht. Er gab sich und seine Genossen zu diesem Ende für höhere Brahminen vom Westen aus, zeigte ein altindisches Pergament, das er geschmiedet, um die höhere Kaste der Brahminen von Rom zu beweisen und soll sogar seine Abstammung von Brahma beschworen haben. Er war ein Mann von fürstlicher Geburt und königlichem Anstande; ein still abgezogenes Leben, stolzwürdiges Benehmen selbst gegen Fürsten, tiefe Kenntniß brahminischer Weisheit, verschafften seinem Vorgeben Eingang. Mit einer Meisterschaft, die Ihres gleichen sucht, schrieb Nobili mehrere Bücher im Tamulischen, ja ein fünftes Weda zu den uralten vieren, welches als Ezur-Wedam selbst in Indien für ächt galt und das wegen seiner Uebereinstimmung mit dem Evangelium einen Weg zum Uebertritt der Gelehrten bahnen sollte. Ein Heldengedicht seines Genossen Boschi bewährte dieselbe Gewandtheit in Sprache und ächt indischer Anschauungsweise. Annahme brahminischer Verehrung, brahminischer Kleidung und Lebensitte zog nun auch die verächtliche Behandlung der untern Kasten durch die Jesuiten nach sich. Wie sie die römische Liturgie absichtlich zur Unverständlichkeit durch Sanskritwörter entstellten, so mußten sie nun auch kirchliche Gebräuche Roms mit heidnischen Ceremonien mischen. Die Namen der Götter wur-

den mit Namen der Heiligen vertauscht, häßliche Bilder mit schönern und besonders dem Crucifix. Der Zweck konnte nicht anders als erreicht werden, Brahminen bekehrten sich oder vielmehr, bekannten sich zu der neuen Modification ihres alten Heidenthums, Tausende schaarten sich um sie, aber — wer könnte leugnen, daß hier nur ein Heidenthum an die Stelle des andern getreten sey? — Als durch die einfacheren Mönche anderer Orden die Kunde vom Verfahren der Jesuiten nach Europa kam, da erhob sich manche gewichtige Stimme gegen diesen Verrath am Christenthum. Sie wurden von Rom aus abgemahnt, aber vergebens. Man blieb auf dem verkehrten Wege. Seit aber von Europa her der Schleier gelüftet war, der die vermeintlichen Brahminen deckte, seit man in Indien wußte, daß die sogenannten Bekehrungen großentheils ein Werk geistlichen Betruges waren, da sank die Begeisterung und es gelang den Nachfolgern der Jesuiten nur mit Mühe, die Gemeinde zu erhalten. Im Jahr 1815 zählte man in dem Lande Madura 100,000 römisch-katholische Hindus.

Dies waren die religiösen Wirkungen, die sich an die Eroberungen Portugals in Indien knüpften und die von dem nachfolgenden Uebergewichte Hollands nicht wesentlich verändert wurden. Nun aber trat noch ein neuer Mitbewerber um die Güter Indiens, der siegreichste unter allen, auf den Plan.

Im Jahr 1613 errichteten die Engländer nach gelungenem Seekampfe mit den Portugiesen ihre ersten Factoreien in Indien und zwar im Lande Guzurat, wo sie Surat, Ahmedabad, Cambaya und Gogo besetzten; 1622 vertrieben sie die Portugiesen aus dem hundertjährigen Besitze der wichtigen Insel Ormus im persischen Meerbusen. Nachdem ihre Eroberungen im malayischen Archipelagus und ihre Versuche sich im Telugu-Lande festzusetzen, durch die immer noch große Macht der Holländer vereitelt waren, gelang es ihnen (1639) eine Stelle zur Niederlassung auf der Küste Koromandel zu bekommen, wo sie das Fort St. George errichteten, um welches sich allmählig die

Stadt Madras erweiterte. Hier war der Hauptsitz der brittischen Macht. Nicht lange hernach wurde Bombay auf friedlichem Wege an England abgetreten und dort ein zweiter Mittelpunct gebildet. Rasch verbreiteten sich die brittischen Factoreien an der Telugu-Küste hinauf nach Bengalen. Dort aber geriethen sie in Streit mit dem Mogul-Reiche und ein harter Kampf mußte auch in der Halbinsel mit diesem Feinde gefochten werden. Diese Zeit benützte Frankreich und setzte sich (1689) zu Pondicherry an der Koromandel-Küste fest. Dies nöthigte die Britten, zur Ueberwachung des Nebenbuhlers gleichfalls im Süden in Tegnapatam einen Waffenplatz zu haben. Wir werfen hier keine Blicke auf Bengalen und die dortigen Verhältnisse, sondern überblicken blos die Halbinsel und den Einfluß der Herrschaft in ihr auf die Religion.

Es ist oben bemerkt worden, wie es bei Ankunft der Portugiesen in der Halbinsel stand. Jetzt haben wir zu zeigen, wie bei Niederlassung der Engländer und Franzosen die Herrschaft zertheilt war. Centralindien gehörte noch zum Mogul-Reiche, dem es seit etwa 200 Jahren meist einverleibt war; Surat war der beste Seehafen dieses Reiches. Das alte Königreich Dekan bestand noch in seiner Zersplitterung, doch waren zwei Hauptmächte hervorragend, das Königreich Golkonda oder Heiderabad im Osten, bis an die Telugu-Küste herab und das südwestliche Königreich Bidschapur. Kleiner und vom Mogul abhängiger waren Beder, Khandisch und Berar. Ein Wechselspiel von Empörung, Kampf, Vereinigung und Trennung ging fort, bis im 17. Jahrhundert durch den tüchtigen Krieger Siwadschi das Mahratten-Reich von Bidschapur allmählig emporstieg. Mahratten wurde nämlich das kräftige, kriegerische Hochlands-Volk genannt. Dies waren die moslemischen Herrschaften, mit welchen Portugiesen und Engländer zuerst es nur entfernter zu thun hatten, weil ihre Pflanzungen an der Küste lagen, wo minder abhängige Omrahs oder Radscha's geboten. Im Süden waren noch immer, neben einem geschmolzenen

Kern des alten Hindu-Reiches von Bidschanagor im Innern, die einzelnen Radschaschaften der Küstenländer, weil sie unter sich nie in Einigkeit standen, ein bequemes Gebiet für die rücksichtslose Politik und Erwerblust der Abendländer. Jetzt aber stießen sie eben hiedurch mit größeren Mächten zusammen. Denn viele dieser kleinen Fürsten standen wenigstens dem Namen nach in Abhängigkeit von dem Mahratten-Reiche und auch Bidschanagor hatte sich der Zinsbarkeit nicht entziehen können. Als die Moguls jene großen Dekan-Reiche der Mahratten unterworfen hatten, zählten auch die südlichen Herrschaften als Theile des Subah (Vice-Königthums) von Dekan. Ihre Herrscher hießen die Nawabs (Nabobs, Stellvertreter) des Subahdar (Vice-Königs) und unter ihnen standen wieder eben so die Fusdars und Zemindars; diese Stellen hatte man den heidnischen Radscha's gelassen. So war nun der Islam auch im Süden Meister.

In diese Verhältnisse mischten sich sowohl die Engländer von Madras als die Franzosen von Pondicherry aus und Krieg zwischen verschiedenen indischen Fürsten war zugleich Krieg zwischen den beiden europäischen Nationen in Indien. Mehrmals war die eine oder die andere Partei am Rande des Verderbens. Am Ende aber siegten die Britten und nahmen im Norden und Süden Küstenstriche in Besitz, so daß sie als die wahren Beherrscher des Carnatik aus dem langen Kampfe (1749—1763) hervorgingen, während dessen zugleich der Nizam d. h. der Vicekönig des Dekan durch das Sinken und den Untergang der moguli schen Macht völlig unabhängiger Fürst wurde. Mit ihm schloßen die Engländer einen Vertrag, der sie verpflichtete, ihm im Kriege zu helfen. Hiedurch wurden sie mit einem neuen furchtbaren Feinde verwickelt. Es war Heider Ali, der Sultan von Maisur, dessen Herrschaft sich aus den Trümmern des Hindu-Reiches Bidschanagor gebildet hatte. Lange war Maisur unabhängig von Bidschanagor gewesen, aber unter rein hinduischer Verfassung und Regierung. Heider, der Nachkomme eines mos-

lemischen Bettelmönches, hatte sich als Räuber und Krieger im Carnatik, wo er auch mit den Britten feindlich zusammenstieß, Reichthum, Macht und Anhang gesammelt; er war die einzige Stütze, der gefährlichste Feind seines schwachen Radscha geworden, des Fürsten von Maisur, in dessen Diensten er heranwuchs. Bald war Heider so gut als König im Lande, unterwarf sich Nachbar-Provinzen, gerieth in Krieg mit den Engländern und erzwang Frieden vor den Thoren von Madras. Ein ächt orientalisches Gewebe von einzelnen Anfällen, listigen Unterhandlungen, unredlichen Bündnissen ist die Geschichte jener Zeit in Vorderindien. Die Franzosen standen auf Seiten Heider's, die Britten suchten die Mahratten zu Freunden zu haben. Mit wechselndem Glück wurde neuer Krieg geführt, auf beiden Küsten der Halbinsel mühten sich die Engländer gegen die indischen Mächte. Mittlerweile fielen die holländischen Besitzungen auf Koromandel in ihre Hände. Als Heider (1782) starb und sein Sohn Tippu Sahib den Thron bestieg, standen die englischen Truppen überall siegreich dem Feinde gegenüber. Auf der Westküste war Tellitscherry von ihnen behauptet, Mangalore, die beste Festung und der wichtigste Hafenplatz im Reiche Maisur, erobert worden. Sie behaupteten diesen Platz und andere Küstenplätze gegen lange Belagerungen. Im Norden hatte man von Bombay her gegen die Mahratten Raum gewonnen. Im Südosten waren Arcot und Tandschor, Dindigul und Tinnewelly, selbst Corimbatur den Britten unterworfen. — Nicht lange konnte mit dem „Tiger von Maisur" Frieden bestehen. Mehrere Kriege lehrten ihn die Macht der Europäer kennen, vermehrten aber seinen Haß gegen sie. Der letzte endete (1799) mit der Erstürmung seiner Hauptstadt Seringapatam und seinem Leben, das er im Sturme verlor. Jetzt war der ganze Süden der Halbinsel außer Trawancore und Cotschin, die aber abhängig geworden, Besitz der Britten und nur ein durch ihre von Meer zu Meer reichenden Besitzungen eingeschlossenes Fürstenthum von Maisur wurde den Nachkömmlingen der ehmaligen Radscha's gelassen. Der Nizam erhielt ein

Gebiet, mußte aber anderes abtreten und so reichte auch nördlich von Maisur das brittische Land von einer Küste zur andern. So blieb dem jetzigen Jahrhundert nur noch Eine Macht zu brechen, die der Mahratten, die sich im Norden des Nizam ausgebildet und Centralindien, ja Hindustan umfaßt hatte. Es geschah und abermals fielen große Gebiete in englische Hände und was den einheimischen Fürsten gelassen blieb, das war umstellt von europäischer Macht und Aufsicht.

In dieser Weise war, wie einst die heidnische, so auch die moslemische Macht in Indien zerbrochen. Aber welch' ein Unterschied. Jetzt waren nicht mehr die Religionen mit dem Siege entschieden. Die Bekehrung folgte nicht mehr den Heeresfahnen. Das römische Christenthum hatte seine mit jenen alten Religionen verwandte Natur auch darin verrathen, daß es mit weltlicher Macht von außen her aufgedrungen wurde; das reine Evangelium mußte sich selbst durch geistige Gewalt seine Bahnen brechen. —

Noch aber haben wir auf einige Erfolge von jener Seite zurückzublicken. Pondicherry gab den Anhaltspunct zu einer neuen Mission. Schon 1664 kamen Mönche verschiedener Orden dahin, die in ruhiger und besonnener Weise predigten. Bald drängten sich auch hier die Jesuiten ein und dieselbe Verfahrungsart, die Heidnisches und Christliches mischte, wie in Madura, wurde von ihnen eingehalten. Dieselbe Misbilligung des Papstes, derselbe Ungehorsam, dieselbe falsche List der Jesuiten, derselbe unverwöhnliche Haß dieser Ordensleute gegen andere Missionarien ihrer Kirche füllen auch hier die Blätter ihrer Geschichte. Tausende von Heiden ließen sich taufen, ja man redet von 100,000 carnatischen Christen, die sie an der Küste und Landeinwärts um sich gesammelt haben. Aber von hier kommt auch die Stimme eines dieser Missionarien, des Abbé Dubois im Jahr 1815, daß „die „Christen der schlechteste Theil der Bewohner Indiens, daß „nicht Ein wahrer Christ unter ihnen, daß die Bekehrung Indiens zum Christenthum unmöglich sey."

Auch von Madras aus, wo das Bisthum Meliapur sich befindet, wirkte die römische Kirche unter englischem Schutze, nur nicht durch Jesuiten, wirkte daher besser. Noch heute besteht jenes Bisthum und zählt etwa 50,000 Angehörige, während das von Pondicherry 35,000 umfaßt.

Protestantische Missionen dagegen waren noch lange genug in den indischen Besitzungen Englands verboten und nur im dänischen Tranquebar konnte sich ein kräftiger Anfang dazu schon vor mehr als hundert Jahren bilden. Auf diesen kommen wir im Verlaufe der nun folgenden Darstellungen zurück.

Jahrgang

1844.

Zweites Quartalheft.

Die Entwicklung der christlichen Missionen in Ostindien.

Dritte Abtheilung.

Die Halbinsel Vorderindiens.

(Mit einer Ansicht der Pagode zu Madura.)

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset